

AD EXEMPLUM DGV: MATERIALISIERTE KOHÄSION

„Nachdem bereits im Mai in München eine fachhistorische Tagung stattfand, soll beim Nürnberger Kongreß der 50 Jahre dgv mit einem Festvortrag gedacht werden“, so schrieb mir unser Vorsitzender Karl Braun im Februar 2013.

Ein Festvortrag also und ein Gedenken: In der Tat war die DGV – noch in Großbuchstaben – 1963 neu begründet worden. Im selben Jahr, Ende August 1963, präsentierte die Firma Philips auf der internationalen Funkausstellung in Berlin den ersten tragbaren Kassettenrekorder. Er hieß damals „TaschenRecorder“ und wurde als sprechendes Notizbuch beworben. Bis das Teil in die Praxis der DGV kam, mag es noch gedauert haben, aber dann haben die Volkskunde-Institute große Stückzahlen angeschafft. Und in vielen Instituten kugeln sie bis heute herum. Sony hatte dann 1979 den Walkman auf den Markt gebracht, im Jahr des Volkskunde-Kongresses „Heimat und Identität“ in Kiel.

Da gab es nichts mehr einzufädeln, kaum noch Bandsalat. Nicht nur Musik kam direkt auf die Ohren und wurde mobil, beim Joggen etwa. Auch die Volkskunde mit ihrer Feldforschung tat sich leichter, konnte leichter nun ihren Zielobjekten folgen. Davon war man zwar in jenem Sinne noch weit entfernt, den Gisela Welz als neue Perspektive mit dem „Moving Targets“ auf Formel und Punkt gebracht hatte¹. Es waren (vor allem seit Detmold 1969) Jahre, in denen Befragungen und Interviews der alten Art kritisiert worden waren und neue Methoden, die oft, das Gegenüber respektierend und auf Augenhöhe, auch den Befragten dienlich sein sollten, immer noch mehr Forderung als durchgängige Praxis waren. Studies – und auch ich – haben wohl mehr Musik aufgenommen und sich geärgert, daß die Moderation in die Musik quatschte. Stimmen der Kinder wurden aufgenommen, Radiosendungen, Interviews. Und: „Mixed Tapes“ entstanden², sie sollten später hier in Nürnberg in einem Projekt erforscht werden.

Das Jubiläum, mit dem man nun der Kassette gedenkt, könnte man auch eine Gedenk- und Trauerfeier nennen: Die großen Hersteller haben die technisch ausgereiften Kassetten (Rauschunterdrückung!) inzwischen aus dem Sortiment genommen und Recorder gibt es kaum noch. Die Kassetten lagern noch in Schubladen und Kisten: Auf Jahre hinaus ein Fundus für eine phantasielose Digitalisierungs- und Archivierungswut in neue Speichermedien.

1 Gisela Welz: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde 94 (1998), S. 177–194.

2 <http://www.vdebooks.com/aus-kulturgeschichte-und-volkskunde-1-sammlung-PDF-17947306/>.

Nicht mehr einfädeln zu müssen, das war das Neue. Als Metapher gewendet, ließe sich in Parenthese zur Fachgeschichte und als intendierte Geschichte die eines neuen Selbstbewußtseins und einer wissenschaftlichen Selbständigkeit des Faches und seiner wissenschaftlichen Gesellschaft erzählen: Sich nicht mehr einfädeln zu müssen.

Dabei ist die Kassetten-Technik noch lebendig. In Kinderzimmern und Altenheimen (und gelegentlich bei mir) und in der Welt, die wir immer noch die Dritte nennen, wenn wir verstanden werden wollen. Totgesagte leben offenbar auch bei uns länger. Die LP, die Langspielplatte, die nun lässig *Vinyl* genannt wird, gibt es wieder und immer noch. Analogien zwischen Tonträgern, Zelluloidkopien der Filme, deren Reiz das digitalisierte Kino vermissen läßt und die nun als Wiedergänger auftauchen, und der dgV oder gar der Volkskunde drängen sich auf. In immer praller werdende Nischen drängen sich Retro und Vintage, und auch Volkskultur. Sie feiert in Medien à la „Servus-TV“, „Landlust“, „Landleben“ und derzeit etwa 20 weiteren Journalen eine nicht wirklich überraschende (auch paternalistisch-öffentlich geförderte) Neuauflage.

Zum Jubiläum und seiner beherrschenden Allgegenwart: In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung hat Andreas Kilb kürzlich das Deutsche Historische Museum in Berlin seiner Programmplanung halber der Einfallslosigkeit geziehen. Nachdem die Völkerschlacht „mit Anstand abgehakt“ sei, folge im Vorgriff auf das Luther-Jubiläum 2017 die „Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses“. Weitere Ausstellungsplanungen, „freilich noch in der Schwebe“, betreffen den hundertfünfzigsten Geburtstag der BASF, den dreihundertsten von Maria Theresia, das neunzigjährige Jubiläum der Lufthansa, das hundertste der Russischen Revolution und den achtzigsten Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs. Ein kurzfristig angesetztes Projekt zum zwölfhundertsten Todestag Karls des Großen habe „sich zerschlagen, weil die meisten der angefragten Objekte bereits an die große Karls-Ausstellung in Aachen verliehen waren.“³ Mehr Museums- und Jubiläums-Bashing in Einem geht kaum.

Was wir heute am Abend tun, gehört zum Thema der materialisierten Kohäsion als Kulturtechnik, ist Repräsentationsarbeit als performative Praxis, die mit der Kohäsion wie selbstverständlich umgeht, indem sie sie einfach behauptet. Sie schafft mit Namen, Institutionen, Kongressabfolgen, Kommissionen und Gedenkanklässen aller Art wie auch in Gesten, Kleidung einen habituellen Ausdruck ihrer Werthaltungen.⁴

Im Jubiläum, dieser Materialisierung der eigenen Kultur, praktizieren wir den Anspruch, Herkunft zu postulieren und eine gemeinsame Herkunftsgeschichte als Behauptung eines Zusammenhangs zu erzählen. So etwas könnte sogar den untauglichen Versuch kaschieren, eine Stunde Null zu benennen.⁵

3 Andreas Kilb: Ein Fall von Geschichtsvergessenheit. FAZ vom 21. August 2013, S. 25.

4 Rolf Lindner: Zur kognitiven Identität der Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 44 (1987), S. 1–19; Bernd Jürgen Warneken (Hg): Das Outfit der Wissenschaft. Zur symbolischen Repräsentation akademischer Fächer am Beispiel von Jura, Botanik und empirischer Kulturwissenschaft. (= Begleitband zur Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses vom 24. April bis 1. Juni 1998) Tübingen 1988.

5 Jakob Grimm: „Nirgends wo europäische Geschichte beginnt, hebt sie ganz von Frischem an, ... Geschichte hebt nirgends von vorne an.“ Zit. nach Eduard Norden: Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Leipzig, Berlin 1920, Einleitung.

Heute feiern alle Jubiläen. Es wäre leichtfertig, einen solchen Termin ohne Aktion verstreichen zu lassen. Man bittet eine Person, die im Verdacht steht, Zeitzeuge zu sein, dem Ganzen Authentizität zu verleihen. Karl Braun äußerte, als er mich zu diesem Vortrag einlud, die Vermutung, ich sei in Münstereifel 1963 dabeigewesen. Authentizität durch das Dabeigewesensein des Zeitzeugen ist eine recht fragwürdige Sache: „Wer kann besser von der DDR berichten als die Menschen, die in ihr gelebt haben?“ hat man gefragt.⁶ Daran lassen sich nicht nur Zweifel anmelden. Wolfgang Kraushaar, Chronist der 68er, hat den Zeitzeugen mit guten Gründen gar als Feind des Historikers ausgemacht.

Auf dem 14. Volkskundetag vom 16. bis 20. April 1963 in Bad Münstereifel⁷ wurde der Verband volkskundlicher Vereine in die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde (DGV) überführt. Und ich war in Münstereifel, dem Ort dieses Anfangs, nicht dabei. Damals, 1963, wußten Studierende von einem Fachverband in der Regel nichts; ich nehme mich hier als die Regel. Übrigens wissen auch heute die Studierenden im 3. oder 4. Semester, zumal in Bologna-Zeiten, nichts von Fachverbänden. Ich wechselte in diesem Jahr vom Tübinger „Ludwig-Uhland-Institut für Volkskunde, Altertumskunde und Mundartforschung“ nach München ans „Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde“ und erfuhr als ich ankam, daß der Professor, es war Josef Hanika, eben verstorben war. Nach einigen Semestern in Tübingen war ich Ende 1963 in München angekommen und bin dann bei dem Privatdozenten Karl-Sigismund Kramer gelandet. Nicht gleich, denn eine Orientierung hatte mir Hermann Bausinger mitgegeben. Auf seinen Rat hatte ich bei Hans Moser, dem Leiter der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde vorgeschlagen. Doch Hans Moser, dem Folklorismus-Moser, war aber offenbar von Bausinger noch ein anderer, weitaus interessanterer Mensch avisiert worden – jedenfalls nicht ich, der Student, der eben das vierte Semester begonnen hatte. Karl-Sigismund Kramer, Mitarbeiter der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde lehrte als Privatdozent an der Universität. Für Bausinger war diese Landesstelle die wichtige Adresse in München – eben mit Moser und Kramer. Und: Es gehörte sich, daß man sich verabschiedete. Die Betreuung war doch so, daß man sich mit einer derartigen Empfehlung (oder auch Warnung) auf den Weg machte.

Irgendwie war ich also dabei. Auf den ersten Kongress fuhr ich 1965 von München nach Marburg, eigentlich ahnungslos. Noch wußte niemand, daß dies der erste Kongreß (und dann auch der letzte Kongreß sein sollte, auf dem die Kollegenschaft aus der DDR in großer Zahl teilnahm. Im Nachhinein verlieh dies dem Kongreß den

6 <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/139259/subjektorientierte-historische-bildung?p=all>.

7 Bad Münstereifel ist eine Stadt im Kreis Euskirchen am Südrand von Nordrhein-Westfalen. Die Stadt“ gilt als mittelalterliches Kleinod mit nahezu vollständig erhaltener restaurierter Stadtmauer. Neben den rund 6.000 Einwohnern im Kernort leben weitere rund 13.000 Einwohner in den dazugehörigen 51 Ortsteilen und Weilern. Bad Münstereifel ist Erholungsort, insbesondere für die Bewohner der Ballungsräume Köln, Bonn, Düsseldorf und Ruhrgebiet. Seit 1974 ist Bad Münstereifel „staatlich anerkanntes Kneippheilbad“. Die Stadt ist die erste, in der ein sogenanntes Outlet-Center in einer Innenstadt und nicht wie bisher üblich außerhalb oder am Rand einer Ortschaft entstehen soll. (Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Bad_Münstereifel)

Nimbus einer gewissen Feierlichkeit. Und so sah und hörte ich die Namen von Personen, deren Texte ich erst später lesen sollte. Eines habe ich dabei – völlig unwissenschaftlich – begriffen: daß man Köpfe, Menschen sehen sollte, um zu verstehen, warum die so und nicht anders schreiben, daß es klärend sein kann, wie sie auf das Podium gehen, wie sie sich und ihre Aussagen präsentieren, wie sehr etwa Kleidung in den Lebensstil (und die Dispositionen wissenschaftlicher Aussagen und ihrer Felder) eingehen und auch Bekennerschaft bedeuten kann. Und ich denke freundlich daran, daß es 15 Jahre später auch – höchst expressiv getragene – professorale Latzhosen gab.

So weit war man noch nicht. Den Neu-Begründer der DGV, Gerhard Heilfurth, hatte ich 1965 von Ferne in Marburg auf dem großen Kongreß „Arbeit und Volksleben“⁸ erlebt. Erst später, als ich einen Ruf nach Marburg erwartete, hatte er mich einmal zu sich gebeten. Heilfurth war die zentrale Figur des Umbaus des Verbands der Vereine für Volkskunde – also der vielen regionalen Volkskunde-Vereine, die ganz unterschiedliche wissenschaftliche und außerwissenschaftliche Prägungen hatten – in eine wissenschaftliche Gesellschaft. Im Verband waren die einzelnen Vereine Mitglieder gewesen. Dieser große Marburger Kongress war Heilfurths Morgengabe an die junge DGV, die nun eine wissenschaftliche Gesellschaft mit persönlichen Mitgliedern sein sollte. Gerhard Heilfurth war ein Mann der großen Gesten, keiner, bei dessen Erscheinen man gleich auf einen Volkskundler getippt hätte.

Der Umbau war noch kein vollständiger, durchgreifender gewesen. Beim Kongreß in Marburg zeigten sich Restbestände des alten Verbands. Richtige Trachten waren durchaus nicht ungewöhnlich und kontrastierten auffällig mit der gedeckten Kleidung vieler Männer. Männer übrigens waren damals auch unter den Studierenden in der Überzahl. Dirndl, Rock und Kamisol, einige Dreispitze auf dem Kopf wie beim Markgröninger Schäferlauf habe ich dort als versprengte kulturelle Erinnerung an einen Paradigmenwandel wahrgenommen. *Mein Hut der drei Ecken* haben sie nicht gesungen. Mir fiel damals dieses Lied ein. Wo war ich hingeraten?

Der Besuch des Kongresses auf einer Exkursion, wie sie Kramer angeboten hatte, war eine Neuerung. Kongresse waren bisher eher für Etablierte gedacht. Wichtiger Bestandteil und fast wie eine kultische Erdung annonciert, waren die Exkursionen (im Plural!) Symbole einer prinzipiellen Ortsheiligung, der sich das Fach verpflichtet sah. Der heutzutage zu Kongressen angebotene Stadtrundgang läßt sich sowohl als Restphänomen oder als Ausdruck einer Verabschiedung von der Volkskunde als Regionalwissenschaft und ihrer Wende zur Urbanitätsforschung verstehen. Auf diesen Exkursionen traf man Studierende; sie waren noch nicht organisiert. Und man erlebte befremdliche Situationen. Ich erinnere mich an einen Professor aus Österreich, der am Ende einer Exkursion in die nahen Hauberge etwas von der wiedergefundenen Gemeinschaft mit den deutschen Brüdern redete, sich dann verabschiedete, weil

8 Gerhard Heilfurth, Ingeborg Weber-Kellermann (Hg.): Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskundekongreß vom 26.–30. April 1965 in Marburg. Göttingen 1967.

er zum Zug müsse und dem dann ein Assistent die professorale Aktentasche nachtrug. Was für eine Gesellschaft!

Nun: Kern der Aktion, des Umbaus und der Neugründung war die Etablierung einer wissenschaftlichen Gesellschaft. Sie sollte der Aufwertung einer Volkskunde zuträglich sein, die den Dunstkreis der bloßen Heimatforschung und -pflege hinter sich lassen wollte. Diese Wende mußte auch bei mir erst wieder einsickern. Heilfurth hatte offenbar gute Kontakte zu René König, dem Kölner Soziologen, bei dessen Wörterbuch der Soziologie er mitgeschrieben hatte. Utz Jeggle hat Heilfurths Beitrag zum Lemma „Volkskunde“ später einmal als „verwirrend und verwirrt“⁹ charakterisiert.

Auf den 14. Volkskundetag war der 15. Volkskunde-Kongress gefolgt. Auch das gehörte zur großen, durchaus unbescheidenen Geste des Vorsitzenden, der die Volkskunde neu formatieren wollte. Was Heilfurth geschaffen hatte, sollte sich später – und darin liegt eine gewisse Tragik – 1969 im Aufstand nicht nur der Jungen gegen ihn wenden.

Es ging um Seriosität eines Faches, das immer wieder und noch an „Rock und Kamisol“ gefesselt schien (eine Erwartungshaltung auch in den Fakultäten¹⁰) und mit braunem Restdunst zu schaffen hatte. Das führte wohl auch zu einer Haltung, die in den 1970er als Stoffhuberei denunzierte, was präzise Materialaufnahme war. Der Vorwurf der Theoriefeindlichkeit¹¹ wog schwer und wurde zum Bestandteil einer Leidensgeschichte, die nach Kompensation trachtete. Volkskunde an der Universität suchte sich der Stoffhuberei zu ent schlagen – auch ein Grund für eine Entfremdung von Universität und Museum. Mit dem elenden, doch damals modisch-wohlfeilen Verdikt Stoffhuberei hatte man etwa Hinrich Siuts' vorzügliches und als Nachschlagewerk hilfreiches und klares Gerätebuch¹² verdammt.

In dieser DGV-Erneuerung ging es auch um die Distanz zu einem Teil der Fachgeschichte, von der man sich zu trennen suchte, der Volkskunde im Nationalsozialismus. Nichts schien bedrohlicher zu sein als ein brauner Geruch und das Aufnahmeverfahren in die wissenschaftliche Gesellschaft DGV diente auch der Abwehr Unerwünschter, so jedenfalls wurde mehrfach argumentiert. Wie ernst dieses Verfahren damals genommen wurde und wie sehr auf wissenschaftliche Qualifikation und die Abwehr des Braunen geachtet wurde, habe ich einige Jahre später selbst erlebt. Der Hauptausschuss der DGV tagte anlässlich einer Hochschultagung „Volkskunde im 19. Jahrhundert“ in Kiel.¹³ Wir hatten damals anhand der Tonbandprotokolle Kurzfassungen erarbeitet. Und da hatte sich auch ein Tonbandmitschnitt der Sitzung dieses

9 Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: *Feldforschung: Qualitative Methoden in der Kulturanalyse*. Tübingen 1984, S. 11.

10 Die Kollegenschaft war auf dem Kenntnisstand der eigenen Studienzeit verharret.

11 Hermann Bausinger: Zur Theoriefeindlichkeit der Volkskunde. In: *Ethnologia Europaea* 2/3, 1968/69, S. 55–58.

12 Hinrich Siuts: *Bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte in Westfalen. Die alten Geräte der Landwirtschaft und des Landhandwerks 1890–1930*. Münster 1982.

13 Konrad Köstlin, Karl-S.Kramer, Kai-Detlev Sievers (Bearb.): *Volkskunde im 19. Jahrhundert. Ansätze, Ausprägungen, Nachwirkungen*. Arbeitstagung der Vertreter des Faches Volkskunde an den deutschen Universitäten vom 9.–11. Oktober 1968 in Kiel. Kiel 1969.

Hauptausschusses eingemischt, in der meine eigene Aufnahme in die DGV verhandelt wurde, der ich dann neugierig lauschte. Man brauchte als Promovierter zwei Befürworter, und obwohl für mich mit Hermann Bausinger und Karl-Sigismund Kramer zwei Leuchten des Fachs tätig wurden, also „bürkten“, wurde der Fall ausgiebig verhandelt. In einem persönlichen Brief des Vorsitzenden wurde man als Mitglied begrüßt. Es ging um Wissenschaftlichkeit, aber hinter der Sorgfalt des Aufnahmeverfahrens versteckte sich auch die Furcht vor braunen Kontinuitäten. Das Abschneiden der alten Linien diente der Konstruktion einer neuen Kohärenz und ihrer Zeichen. Aber ältere Linien und Belastungen zeigten sich später an Orten und bei Personen, bei denen man es nicht vermutet hatte, am späten Ende auch bei Gerhard Heilfurth. Sorgfalt, aus anderen Gründen, hatte ich auch in Tübingen kennen gelernt; zur Teilnahme am Seminar von Hermann Bausinger wurde man eingeladen.

Es ging insgesamt um Seriosität. Da gab es einige Ansätze. Otto Lauffer und Will-Erich Peuckert¹⁴ hatten 1949 in einer Art Subtraktionsverfahren für die NS-Zeit eine gute, stille und eine böse, laute Volkskunde geschieden: Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen nach Aschenputtel-Art (KHM 21; Aarne/Thompson 510a). Sie hatten betont, es habe – unbeeinflusst vom Nationalsozialismus und in Fortsetzung älterer Traditionen – auch wertvolle Forschungen stattgefunden.¹⁵ Das Buch war in Bern verlegt worden und aus der Schweiz stammte auch Richard Weiss' „Volkskunde der Schweiz“, 1946 erschienen, das zur Generalabsolution und für ein Weiterführen der Volkskunde mit seinen Eckpfeilern „Gemeinschaft und Tradition“ wurde. Ähnlich wie heute Clifford Geertz, Arjun Appadurai oder Pierre Bourdieu die Einleitungen von Dissertationen befußnoten, taten das lange Jahre Stehsätze dieses Buch aus der neutralen Schweiz. Schweden und die Schweiz – und darüber mag man nachdenken – hatten eine salvierende Bedeutung für das neue Leben der Volkskunde; man war dort wenig nachtragend.

Danach lassen sich drei oder vier – freilich nicht immer trennscharfe – Ansätze nennen. Der eine, wichtigste, war der Bausingers durch eine Hereinnahme der Sozialwissenschaften¹⁶ und die kritische und frühe Aufarbeitung der Fachgeschichte und ihrer Verstrickungen in den Nationalsozialismus in einer Tübinger Ringvorlesung¹⁷. Wolfgang Emmerichs Tübinger Dissertation¹⁸ soll hier genannt sein und auch an Studien von Utz Jeggle oder Gottfried Korff sei hier erinnert. Eine andere Version war die Günter Wiegelmans, der versuchte, das Fach zu objektivieren und durch „inter-

¹⁴ Otto Lauffer, Will-Erich Peuckert: *Volkskunde. Quellen und Forschungen seit 1930*. Bern 1951.

¹⁵ Adolf Bach: *Deutsche Volkskunde. Werke und Organisation, Probleme, System, Methoden, Ergebnisse und Aufgaben, Schrifttum*. Heidelberg 1960. Die doch benutzte Volkskunde von Adolf Bach war eine Aktualisierung eines Werks aus dem Jahre 1937.

¹⁶ Hermann Bausinger, u. a.: *Abschied vom Volksleben*. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, Bd. 27) Tübingen 1970.

¹⁷ Hermann Bausinger: *Volksideologie und Volksforschung. Zur nationalsozialistischen Volkskunde*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 61 (1965), S. 177–204.

¹⁸ Wolfgang Emmerich: *Germanistische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich*. Tübingen 1968; später überarbeitet als Taschenbuch: *Zur Kritik der Volkstumsideologie*. Frankfurt a. M. 1971.

subjektiv überprüfbare Daten“ ähnlich den Naturwissenschaften valide zu machen. Die Opposition stimmt so nicht wirklich, denn auch in den Sozialwissenschaften gab und gibt es viele Spielarten. Immerhin schien es ganz opportun und für Studierende der Soziologie üblich und für Volkskundler zumindest sinnvoll, sich ausgiebig mit Statistik zu beschäftigen.¹⁹ Solche Versuche, Seriosität durch Genauigkeit statistischer Angaben zu erreichen, wurden auch im Tübinger „Abschied vom Volksleben“ diskutiert, ein weitgehend folgenlos gebliebener Versuch, der aber eine Klärung dieser Frage für das Fach befördert hat. Anklänge dieser Idee von Validität lassen sich auch in der Praxis der Nutzung serieller Quellen, wie etwa der so ertragreichen Bearbeitung von Nachlaß-Inventaren, aufspüren.

Günter Wiegmann hatte neben seinem starken kulturgeographischen Akzent im Atlas der Deutschen Volkskunde (ADV) und dem zur schwedischen Ethnologie (insbesondere zu Nils-Arvid Bringéus) einen Hang zu den quantifizierenden Wissenschaften; etwa als er sich an dem Schweden Torsten Hägerstrand und dessen Verlaufskurven bei der Adoption von Agrargeräten in Relation zum sozialen Status abmühte. Der „Innovationsverlauf“, der „Innovation und Diffusion von Neuerungen“ gingen viele Arbeiten nach. Max Matters wichtige Arbeit über die Haushalte im Löt-schental sei genannt.²⁰

Der dritte Weg der Abkehr von alten Verfahren, die auf Kontinuität ausgerichtet waren, war die „historisch-kritische Methode“, wie sie Hans Moser und Karl-Sigismund Kramer entwickelt hatten. Sie wurde dann als „Münchener Schule“ bezeichnet. Vor allem Kramer hatte sie theoretisch wie praktisch beschrieben. Kramer war Exponent einer protestantisch geprägten persönlichen Askese, die insgeheim die Vielfalt katholischer Ordnungsregime schätzte.²¹ Dieses Asketische mochte sich auch – um eben diese weitere Dimension aufzumachen – in der strengen Bindung an die „Quellen“ ausdrücken. Es ging um allein um das archivalisch Belegbare, mit dem Kramer seine regionalen Studien „aufgrund archivalischer Quellen“ in Franken²² und später in Schleswig-Holstein²³ verfaßt hatte. Auch dieser Weg richtete sich gegen die Verstiegenheiten der Kontinuitätsprämissen germanomaner Observanz, mit denen Kramer als Schüler von Otto Höfler²⁴ wissenschaftlich sozialisiert worden war. In dem Band „Kontinuität?“ hatten Hermann Bausinger und Wolfgang Brückner (die mehr verband, als man später wahrnahm) das Problem diskutieren lassen.

19 Auch ich habe 2 Semester lang jeden Freitag 4 Stunden Statistik bei einem Professor abgesehen, dessen wissenschaftliche Karriere ihren Ausgang dem Auszählen von Fahrkartenabschnitten der Reichsbahn verdankte.

20 Max Matter: Wertsystem und Innovationsverhalten. Studien zur Evaluation innovationstheoretischer Ansätze durchgeführt im Löt-schental/Schweiz. 1978.

21 Man könnte auch darüber sinnieren, warum ausgerechnet Tübinger Protestanten sich so lange dem katholischen Mummenschanz an der Fasnacht zugewendet hatten.

22 Karl-Sigismund Kramer: Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg (1500–1800). Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen. Würzburg 1967.

23 Karl-S. Kramer, Ulrich Wilkens: Volksleben in einem holsteinischen Gutsbezirk. Eine Untersuchung aufgrund archivalischer Quellen. Neumünster 1979.

24 Harm-Peer Zimmermann: Otto Höfler. In: Christoph König, Birgit Wägenbaur (Hg.): Internationales Germanistenlexikon Internationales Germanistenlexikon 1800–1950, Bd. 2. Berlin 2003, S. 763–769.

Es gab Berührungsängste, die Fragen nach Kontinuitäten zu Unrecht in den Hintergrund verschoben hatten. Das bloß Unauffällige, bis hin zum selbstverfassten Schmerz sichtbar, auffällig zu machen, auch in tieferen Schichten seine historischen und sozialen Zusammenhänge verstehbar zu machen, wird so verfehlt. So etwa, wenn konservativ Aufgewachsene etwa am Arbeitsethos unserer Eltern leiden, oder, wenn es um jene Kontinuität als Engramm geht, die Utz Jeggle meinte, als er beschrieb, wie die Kiebinger noch immer unter dem Hunger ihrer Vorfahren litten.

Alle diese Ansätze vermeintlicher Rationalität lassen sich als homöopathisches Gegengift gegen den weichen und emotionalen wie auch gegen den harten Faschismus deuten. Insofern waren Versuche, Ungenauigkeiten exakt auszuschließen, auch politische Aktionen. Unsere Lehrer (noch dominierte das Maskuline!) waren junge Soldaten oder Flakhelfer²⁵ gewesen, sie gehörten jener „skeptischen Generation“ an, als die sie Helmut Schelsky voller Verständnis beschrieben hatte.²⁶ Das Bestreben, der Verführungsgewalt, der unser Fach erlegen war, etwas entgegenzusetzen, hatte vielfach eine Art Heißhunger, ja Aggressivität gegen die Wahnsinnsideologie und ihre Zutaten (aus unserem Fach) gezeitigt.

Mein Vortrag ist ein Text in „subjektorientierter Perspektive“²⁷, verklärt durch lästige Zeitzugenschaft und den Versuch, das eigene Dabeisein als sinnvoll nachzuweisen (auch ein Versuch, Kohäsion herzustellen). Ich stelle mich also unter ein Zeitzugenschutzprogramm. Beim Würzburger Kongreß 1967, ich war eben promoviert worden, traf ich ein erstes Mal näher auf Menschen aus dem Fach, die ich bisher nur aus Fernblick und Literatur kannte. An ein ermunterndes und durch interessierte Fragen bestimmtes Gespräch mit Arnold Niederer im nahen Weinort Frickenhausen erinnere ich mich gerne. Beide, Niederer und Kramer, waren nur auf den ersten Blick in Sachen Kommunikation spröde.

Die Vorträge dieses Kongresses – „Formen, Äußerungen und Wandlungen des Volksglaubens“ – wurden nie in einem Band zusammengefasst, ein Abstieg nach der Opulenz des Marburger Kongresses und seines dickleibigen und aufwendig ausgestatteten Tagungsbandes. Und es waren 1967 in Würzburg aus dem Tübinger Umfeld erste studentische Flugblätter aufgetaucht. Man mag sie heute als Vorboten der 1968er verstehen oder des geplanten Kongresses 1969 in Detmold ansehen. Jedenfalls kam 1969 Detmold: „Probleme und Techniken volkskundlicher Dokumentation“, gedacht als Revision der Materialerhebung, des Gewährsmannprinzips und bisheriger Feldforschung. Von Detmold, als Kongress ausgerichtet und dann „gesprengt“ (ein junges Wort damals!), blieben vor allem viele Papiere der Jüngeren und die das Fach und seine Protagonisten karikierenden Flugblätter und Text-Collagen. Es blieb die Erinnerung an Krawatten-Professoren, die von den Praxen der Jungen

²⁵ Malte Herwig: Die Flakhelfer. Wie aus Hitlers jüngsten Parteimitgliedern Deutschlands führende Demokraten wurden. München 2013.

²⁶ Helmut Schelsky: Die skeptische Generation. Hamburg 1957.

²⁷ Manfred Seifert: Das Dilemma der Interpretation. In: Silke Götttsch, Christel Köhle-Hezinger (Hg.): Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001. Münster u. a. 2003, S. 143–157, hier S. 143.

schnell gelernt hatten und mit den Füßen trampelnd und lärmend nun die Jüngeren am Reden zu hindern suchten.

Elegant – mehr oder weniger – wurde daraus im Nachhinein kein Kongreß und zum Trost oder als Ersatz einigte man sich auf eine Tagung im Frühjahr 1970 in Mainz, auf der ausgiebig diskutiert werden sollte. Ernst Schlee, in Schleswig ein Museumsfürst, hielt kontrapunktisch zu Detmold einen Vortrag über Anschaulichkeit. Diese werde „von der Volkskunde, wie sie sich, allgemein betrachtet, in ihrer Literatur und auch in ihrem akademischen Betrieb darstellt, offensichtlich verkannt“.²⁸ Noch einmal Kontrapunkt: Im selben Jahrgang 1970 der Zeitschrift für Volkskunde, deren Redaktion für lange und prägende Jahre in Tübingen war, erschien auch Dieter Kramers Text „Wem nützt Volkskunde?“ Beide Texte wurden mit Kommentaren diskutiert. Bausinger merkte zu Schlee-Diskussion an (um den Umgangston zu charakterisieren): „Da die von den Herren Deneke, Hansen, Kriss-Rettenbeck und Schwedt erbetenen Vorträge zunächst nicht bereit gestellt werden konnten, soll das Thema in der nächsten Nummer der Zeitschrift noch einmal aufgegriffen werden. HB.“²⁹ Geliefert hatte dann übrigens nur Lenz Kriss-Rettenbeck.

Debatten gab es auch um die ästhetische Gestalt volkskundlicher Museen. Im Jahr 1969 hatte Bernward Deneke die Neuaufstellung der Volkskunde im Germanischen Nationalmuseum präsentiert. Sie wurde von der renommierten Kritikerin der Süddeutschen Zeitung, Doris Schmidt, als „unterkühlt und didaktisch“ charakterisiert.³⁰ Volkskultur hatte, zumal in Bayern, freundlicher auszusehen und nicht in zerlegte Betten verfremdet. Auch dies gehört zur mißverstandenen und mißverständlichen Entfremdungsgeschichte von Museum und Universität und beider öffentlicher Wahrnehmung.

In Gesprächen werden häufig und bis heute, Exkursionen als Markierungen, ja als Gelegenheiten besonderer Erfahrungen und Einsichten als Leitlinien biographischer Facherzählungen erinnert. An eine Exkursion mit Helmut Dölker und Herbert Schwedt nach England erinnere ich mich und an das Telegramm, das Bausinger an Schwedt geschickt hatte: „Richard Weiss in seinen geliebten Bergen verunglückt“. Schwedt las das vor und vielen von uns (auch mir) mußte er Weiss' Bedeutung erläutern.³¹ Das war als ich zu studieren begann, 1962.

Zu der Zeit war das ‚Sie‘ unter Kommilitonen üblich. Im Tübinger LUI haben manche Doktoranden, die morgens im Lodenmantel mit Hubertusfalte ihre Aktentasche auf ihre Arbeitsstätte, den Schloßberg, trugen, höflich grüssende Erstsemester kaum beachtet. Dabei hatte ich einen Job als Hilfskraft. Ich ordnete und beschriftete Dias (1.41 DM/Std.) und fragte mich, warum Bausinger auf so viele Dias, die vor allem

²⁸ Ernst Schlee: Das volkskundliche Museum als Herausforderung. In: Zeitschrift für Volkskunde 66 (1970), S. 60–76, hier S. 63.

²⁹ Ebd., S. 60.

³⁰ Süddeutsche Zeitung vom 8./9.3. 1969.

³¹ Ueli Gyr: Richard Weiss. Standorte und Werk einer volkskundlichen Symbolfigur. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 105 (2009), S. 65–80.

Schiffe und Möwen zeigten, „Erzählforscherkongress Kiel/Kopenhagen 1961“ notiert hatte.

Auf Exkursionen kam man sich näher, auch ganz praktisch, wenn man Hermann Bausinger beim Fußballspiel anrempelte; der war damals in Kniebundhosen und mit dem Fußball im Rucksack unterwegs. Anlässlich einer solchen Exkursion in den Schurwald wurde ich mit dem Doktoranden Gerd Spies in ein Doppelzimmer eingeteilt. Das Licht war aus, ich lag unter einem schweren Plumeau, da kam eine Hand zu mir herüber. Ich erschrak. Dann sagte die Stimme: „I ben der Gerd. Kosch Du zo mir sage!“ Mit einem Kommilitonen in München teilte ich mehrere Semester Vorlesungsbesuch und die Mitschriften. Wir sind beim Sie geblieben.

Noch einmal Du und Sie: In Kiel gab es in der Fakultät ein Fest, das Professorium genannt wurde. Dort hatte ich 1973 als jüngster Habilitierter eine Damenrede zu halten.³² Bei dieser Gelegenheit setzte sich mein Lehrer, Doktorvater (das gab es damals) und Seminarchef Karl-Sigismund Kramer neben mich und bot mir das Du mit der Erklärung über seine bisherige Zurückhaltung an. „Jetzt wo Du habilitiert bist, können wir uns endlich duzen“. Mich selbst erinnert das an die Sentenz in Heinrich Manns „Der Untertan“: „Der Mensch fängt erst beim Leutnant an“.

Der nach Detmold neue Vorsitzende der DGV, Günter Wiegelmann, agierte mit der Überzeugung, durch qualitätvolle Volkskunde-Kongresse an jungen Universitäten die Errichtung von Professuren erwirken zu können. Der Kongreß in Trier 1971 war solch ein Versuch, der – wie man weiß – nicht von Erfolg gekrönt war. Kongresse, so der nächste Vorsitzende der DGV, Hermann Bausinger, sollten in der Republik angemessen verteilt sein. In den Sitzungen des Hauptausschusses waren daher von ihm schnell hingeworfene Skizzen der damaligen Republik eine erste Diskussionsgrundlage. Andersherum: man fragte, wer „dran“ sei. Nord, Süd, Mitte – Banalitäten nur scheinbar und doch spannend.

„Spannend“ kam dann in 1980ern auf, als Kommentar-Stichwort, das immer dann eingesetzt wurde, wenn man nach einem Referat, einem Vortrag nicht recht wußte, was man sagen sollte. Heute ist es ersetzt, das habe ich in diesen Tagen in Nürnberg gelernt, durch das Wort „wunderbar“. Wirklich spannend waren dann 1971 Falkenstein und seine Formel, die ganz wesentlich auf der Argumentations- und Formulierungskunst Martin Scharfes gründete. Da war der „Abschied vom Volksleben“ schon erschienen.

Unter Kohäsion versteht man die Kräfte des Zusammenhangs und die Mittel, die eingesetzt werden, um dieses Ziel, den Zusammenhang darzustellen. Da kommt, was man Fachidentität nennt, ins Spiel. Diese Fachidentität ist vernebelt mit einer Geschichte, die wir über uns erzählen und von der wir wollen, daß sie auf uns abfärbt und daß wir so gesehen werden wollen. Repräsentation nennen wir diese Sichtbarmachung. Ohne eine materialisierte Sichtbarkeit in Zeichen funktioniert der Dialog von Erkennen und Erkanntwerden (Ina-Maria Greverus) nicht.

32 Die hat dann der Dekan Konrad Schauenburg, ihren Inhalt abmildernd, gekonnt zu Ende geführt.

Zur Sichtbarmachung gehört auch das Jubiläum. Man kann eine Jubiläumsveranstaltung als ein kreativ inszeniertes Ereignis verstehen. Es wird heutzutage geradezu als fahrlässig angesehen, solch einen Termin verstreichen zu lassen. Bietet er doch die Gelegenheit, Aufmerksamkeit herzustellen, ja zu konzentrieren und einen eigenen Erlebnisraum zu schaffen. Das klärt und erklärt auch die Bedeutung der Kongresse, wie sie Wiegelmann gesehen hat. Sie sind für viele zu Zäsuren geworden, zu einer Fach-Zeitrechnung. Die dgV begeht, fast verstoßen, ein Jubiläum und fädelt sich in die Rolle ein, die diese Gattung Jubiläum als Forum der Repräsentation in unserer Gesellschaft hat.

Jubiläen wehren sich gegen den Verfall – wie übrigens jede rituelle Wiederholung. Auch dieses Jubiläum pendelt zwischen Selbstfeier und Selbstvergewisserung. Im Jubiläum machen wir uns, die dgV, in kleinen, modernen Buchstaben und ohne Seriphen, zum Thema. Wir legen eine Spur zurück an einen Anfang, einen Neu-Anfang, an den wir denken, den aber heute kaum jemand als Zäsur wahrnimmt. Spuren sind oder waren ja wenigstens ein Thema unseres Faches. Im Jubiläum geht es nicht um Spurensuche, sondern es geht um das Auslegen von Spuren, ums Spurenmachen. Darin sucht man seine Unverwechselbarkeit deutlich zu machen. Dies fällt schwer und ist offenbar nötig in Zeiten zunehmender, auch akademischer Verwechselbarkeit. Und hier leben wir vor allem von einem Alleinstellungsmerkmal, das sich als Fachkultur beschreiben lässt. Denn Kultur als solche gibt es nicht. Sie wird erst sichtbar in Objektivationen materieller wie immaterieller Kultur und der Praxis ihrer Benennung, der Dinge, Kräfte, Gesten, Begriffe, Sachen, Wörter. Ohne Namen haben sie keinen Platz im Leben. Es braucht Begrifflichkeit, Dinglichkeit, Körperlichkeit und Wesentlichkeit als ideellen Kern in der Sprache des Faches, die dieses Wichtige benennt.³³

Das gilt für Phänomene gesellschaftlicher Übereinkünfte. Geschichte, Tradition und Identität sind in Europa Fixpunkte geworden, die in der Form des Jubiläums abgefeiert werden. Dem Jubiläum kommt so eine Ordnungsleistung zu, von der ein Projekt der Dresdner Landeshistoriker spricht³⁴. Hierarchien, Karrieren und bestimmendes Personal und Formen der Kommunikation, alles das, was eine Organisation wie nebenbei ausbildet (bis zum dgV in petit), dient dem Zweck, für den sie einst gegründet wurde. Mit ihnen formatiert sie sich, Neues adaptierend, Angelachtes einbauend, neben einem oft beharrlich imaginierten Selbstbild, immer neu. Zeichen einer wenigstens punktuellen Zusammengehörigkeit lassen sich – als materialisierte Kohäsion – auch heute beobachten, an diesem Abend: Im Jubiläum und seinem symbolischen Bezug auf den Anfang 1963³⁵.

³³ Dick Houtman, Birgit Meyer (Hg.): *Things. Religion and the Question of Materiality. The Future of the Religious Past*. New York 2012, Introduction, S. 4.

³⁴ Winfried Müller, u. a.: *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*. Berlin, Münster u. a. 2004.

³⁵ Und es gab schon immer einen als öffentlich bezeichneten Abendvortrag auf den Kongressen und der sollte nicht zu speziell sein für ein breiteres Publikum. Der wurde meist von älteren Mitgliedern gehalten.

Das gehört zu der Rolle, die der Dialog mit der Vergangenheit in europäischen Gesellschaften spielt. Der Dialog mit der eigenen Geschichte gehört zu unserer Gesellschaft und ihrer Beziehung zu einer symbolischen Ökonomie, die sich in ihrem Akzent auf Geschichte, Küche, Musik und Gemütlichkeit³⁶ und deren gelegentlich liturgisch anmutende Zelebration ausdrückt. Kulturelle Güter und die Berufung auf Traditionen produzieren hier – und das geschieht nicht überall auf der Welt in der gleichen Weise – eine deutlich euro-anthropologische Konstante als Kohäsion. Es ist dies eine Grundhaltung, in der Herkunft und Geschichte notwendig sind, um Gegenwart als das Konstrukt zu akzeptieren, in der unsere Praxis der Erinnerungskultur ihren Platz hat. Der in einem historischen Prozeß gewachsene Umgang mit Vergangenheit führt zu einer Lebensform, in der Kunst und Kultur, Landschaft und Geschichte als Schätze, als Erbe wahrgenommen werden sollen. Mit dieser Idee hat die UNESCO inzwischen die ganze Welt westlich überzogen. Heißt es nicht, auf jeden Irrsinn folge ein Gegenirrsinn? Das bleibt als Hoffnung.

Man merkt, daß sich – mindestens in Europa – der Dialog mit der Vergangenheit eine Kultur, die man Erbe nennt, als eine Art anthropologischer Selbstverständlichkeit ausgebildet hat.³⁷ Sie veranlaßt uns, archäologisch fast, mit Herkunft und Geschichte zu operieren, um mit der Gegenwart ins Reine zu kommen. Archä, als Anfang der Vergangenheit wird als Bezug zur Lebensform, produziert selbst die Kohäsion: Als Idee ist sie „Menschenwerk“ (Martin Scharfe). Reflexiv schaffen wir uns die Gedenkezeiten unserer Existenz. Individuen und Kollektive tun dies, in dem sie ihre Besonderheit betonen. Ein behauptetes Alleinstellungsmerkmal gehört längst zu den mainstreamigen Antragstexten für Forschungsprojekte. So gehört das markierende Gedenken zu den Kulturtechniken der Moderne. Und so macht auch die dgv auf sich aufmerksam, sich und Andere. Vor allem aber doch sich. Die Musealisierung spielt sich schleichend ein.

Auf diese Bedeutung der materialisierten Kohäsion weist auch eine auffällige Hinwendung zur Fachgeschichte. Nie ist über die Geschichte des Fach so viel und so lustvoll geforscht worden, wie da, wo es wenn nicht aufgegeben, so doch neu akzentuiert wird, daß ein innovativer Charakter dokumentiert wird. Fachgeschichte will Kohäsion herstellen, dazu gehört auch die Frage nach folgenlosen Ansätzen, nach verpaßten Chancen³⁸ und die Hoffnung, ob sich aus Früherem nicht Ansätze für eine Erneuerung ziehen lassen.

Dabei wissen wir, daß der Punkt, an dem Vergangenheit, die wir befragen, einen Sinn macht, eben die Gegenwart ist. Schon deshalb ist unser Fach immer eine Gegenwartswissenschaft gewesen. Fragen an die Vergangenheit sind immer Fragen der Gegenwart. Es ist eine Neugierde, die sich immer an den neuralgischen Punkten der

³⁶ Brigitta Schmidt-Lauber: *Gemütlichkeit: Eine kulturwissenschaftliche Annäherung*. Frankfurt a. M. 2003.

³⁷ Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): *Erb.Gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft*. Referate der Österreichischen Volkskundetagung vom 14.–17.11.2007 in Innsbruck. Wien 2009.

³⁸ Wolf-Dieter Könenkamp: *Gescheitert und vergessen. Folgenloses aus der Geschichte der Volkskunde*. In: Kai Detlev Sievers (Hg.): *Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. Jahrhundert*. (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 26) Neumünster 1991, S. 171–192.

Gegenwart entzündet und die das Projekt „Historische Volkskunde“ sinnvoll macht, weil das Historische nicht beliebig befragt wurde, wenn es sich Geschlechterverhältnisse, Erziehung, Migration und Minderheiten, Widerständiges oder jüngst Formen der Verwandtschaft, um den Umgang mit Energie, Nachhaltigkeit oder Müll handelte. Erst dort, wo die Gegenwart ihre Vergangenheit nicht mehr als lebendig und normal wahrnimmt, wird so etwas wie Verlust artikulierbar. Die Unterschiede der Linien, die vor dieser Folie nominiert werden, sollen der Einebnung vorbeugen.

Jubiläen wollen markieren in dem Doppelsinn, den das Wort ‚markieren‘ in vielen Mundarten hat. Markieren kann etwa einen Zeitabschnitt meinen, der im Jubiläum festgehalten werden soll. Markieren kann aber auch ‚vorgeben‘ heißen, so tun als ob im Sinne von simulieren (auch das ein Wort, das in Mundarten Eingang gefunden hat). Jubiläen folgen festen Mustern, die versuchen, das Anfängliche des Ursprungs zu simulieren, indem sie im Jubiläum auf diesen Anfang verweisen. Der Bezug auf die Anfänglichkeit mischt sich mit einer Zahlenmystik des Dezimalen. Diese Mystik ist höchst arbiträr wie alle Bräuche, das wissen zumindest die Volkskundler unter uns. Das Ritual des Jubiläums zielt auf das Gemeinsame, fungiert als gesellschaftliches Verständigungsmuster. Es ist das erinnernde Hervorholen eines Ereignisses, mit der sich eine Gruppe – hier die dgv – selbst zu erklären sucht. Man ruft also nicht nur das gefeierte Ereignis in Erinnerung, sondern prüft dabei die Kohäsion der Gruppe, sucht sie zu bestätigen und weiterzuführen. Jubiläen sind Markierungen, die in kulturellen Zeichen materialisiert, zur Ausstattung gehören. Wie in der großen Geschichte hat die Frage nach Einteilungen in Epochen Konjunktur: Vor Falkenstein, nach Falkenstein.

Angesichts der Rede von der Beschleunigung drängt sich das Verhältnis von Zeit und Geschichte, von Kontinuität und Diskontinuität, immer mehr auf. Die Kulturwissenschaften haben hier ein ertragreiches Terrain gefunden. Jürgen Habermas hat einmal von der „Neuen Unübersichtlichkeit“ gesprochen und sie als Merkmal unseres Lebens höchst plausibel beschreiben. Von nichts anderem sind unsere Fach-Vorfahren ausgegangen. Sie haben den Verlust der alten, scheinbar übersichtlichen Ordnungen beklagt. In der Tat erinnert die Rede von der neuen Unübersichtlichkeit an die Entstehung der alten Volkskunde (und macht Jürgen Habermas zum Volkskundler). Denn sie, die neue Unübersichtlichkeit läßt sich nicht denken ohne ihr Gegenbild von der alten Übersichtlichkeit mit ihrer Geborgenheit, ihrer „Sicherheit im Volksleben“. Die war eine Anmutung, eine Vermutung, dann eine ideologische Hypothese, der das Fach lange seine Attraktivität verdankte. Sie hat es heute an eine zeitgenössische Idee von Volkskultur als einem „Ensemble des schönen Scheins“ (Hermann Bausinger) abgegeben. Volkskultur boomt entfesselt, seit, aber nicht weil sich unsere Wissenschaft weitgehend von ihr fern hält.

Jubiläen werden zu Bestandteilen des kulturellen Gedächtnisses der Moderne. Jan Assmann versteht darunter „ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein

von Einheit und Eigenart stützt³⁹. Sein Charakter ist normativ, besitzt ein erhöhtes Maß an Formalität allein schon durch die Eigenschaft der Wiederholung. Es geht im Jubiläum in der materialisierten Kohäsion um eine gemeinsame Aktualisierung von Sinn, der diese Kohäsion wenigsten simuliert. In ihr bilden die Mitglieder ihre kollektive Identität, indem sie um sich herum ein Ensemble von Gemeinsamkeiten als eine „zweite Natur“ (Niklas Luhmann) errichten. Deren Bilder enthalten Werte, die ihre Deuter postulieren, freilich nicht in der Einbahn. Sie bilden sich – wenn’s klappt – im Unbewußten der Betrachter ab.

Unser Vielnamenfach hantiert als kritische Gegenwartswissenschaft mit globalistischen Diskursen und hat sich durch die Adaption und Übernahme der Theorien aus der Nachbarschaft (oder temporären Wahlverwandtschaften) immer wieder runderneuert. Dabei wurde die Selbstbesinnung sein Metier, und das muß kein schlechtes Verfahren sein. Seine theoretische Kreativität hat es an Sinnthemen und Konfliktfeldern entwickelt. Mit der Individualisierung, aus der heraus es entstanden ist, hat es freilich die Subjektorientierung und den Umgang mit scheinbar zerfallenden oder gar fehlenden Strukturen erst lernen müssen.

Der Sinnhorizont einer immer mehr durch Deutung zugänglichen Gesellschaft kann durch die Fixierung auf Methode und Theorie blind machen. Vielfach brillant, methodenverliebt, technisch-theoretisch professionell und manchmal kaum noch verständlich vor lauter abguckter Angestrengtheit hat die Disziplin einen Teil ihrer Klientel, auch die Öffentlichkeit, auf der Strecke verloren, allein gelassen. Auf der Suche nach Sicherheit war die Volkskunde im 19. Jahrhundert zur Wissenschaft des stationären Lebens geworden und hatte sich auf die bäuerliche Kultur eingelassen. Sie setzt nun ebenso klar auf Urbanität, Mobilität und Polylokalität und tut so, als ob ausschließlich mobile Lebensweisen und dazu gebastelte Lebensentwürfe à la Appadurai die Mehrheit betreffen⁴⁰. Helge Gerndt hatte – hier ein zu früh Gekommener – auf dem Hamburger Kongreß 1973 davon gesprochen, daß es das Land so gar nicht gäbe.⁴¹

Heftig vom Medienrat kritisiert, verlangte 2012 die Zigaretten-Werbung: „Don’t be a maybe – be a Marlboro“. Diese männliche Eindeutigkeit macht uns klar, daß es soziale Zusammenhänge gibt, in denen wir uns bewegen: und da nicht nur einen. Wir sind die Kritisierten. Ähnlich wie beim *Car-Sharing*, bei dem man sich kein Auto mehr hält, das eigen ist, führen wir auch in der Wissenschaft längst ein polyamouröses Leben. Man beschränkt sich in seiner Liebe nicht auf eine Wissenschaft. Loyalitäten bestehen nebeneinander, sie können nicht nur wechseln. Oft wird dies als fehlende Lust zur Entscheidung kritisiert und Positionierungen werden ausgerechnet von

³⁹ Jan Assman: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.) Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a. M. 1988, S. 91.

⁴⁰ Georg Blume, Christoph Hein: Indiens verdrängte Wahrheit. Eine Streitschrift gegen ein unmenschliches System. Hamburg 2014.

⁴¹ Helge Gerndt: Städtisches und ländliches Leben. Beschreibungsversuch eines Problems. In: Gerhard Kaufmann (Hg.): Stadt-Land-Beziehungen. 19. Deutscher Volkskundekongress in Hamburg vom 1. bis 7. Oktober 1973. Göttingen 1975, S. 31–46.

jenen gefordert, die jene Unentschiedenheit einst gepredigt haben. Auch woanders lassen sich Jubiläen feiern, wir haben mehrere „zweite Naturen“.

Wissenschaftliche Disziplinen mögen sich verändern, diffundieren, aber eigentlich nicht auflösen, solange sie Jubiläen begehen. Was bleibt, ist ihr soziales System und ihre in Kulturstilen geronnene Identität. Und so gibt eine Unangepaßtheit, die sich in den Formen der materialisierten Kohäsion und ihren prägenden Praxen zeigt. Deren Kraft haben schon die Archivisten der Institutionen erkannt: Klaus Beitzl, Wolfgang Brückner, Rainer Alsheimer und alle, die dem institutionellen Gerüst unseres Fachs produktive Aufmerksamkeit zudachten.

Zu bedenken bleibt, was Jakob Grimm in einem Brief 1822 an Werner von Haxthausen schrieb: „Ein Centralverein nimmt alles zu weltlich, äußerlich, will etwas Sichtbares, also ein Lokal, etwas Ostensibeles, also ein paar jährliche Sitzungen, darüber verholzt die Sache und es geschieht vermutlich nichts, was mit dem Aufwand an Geld und Kräften im Maaße stände.“⁴²

Ein Teil des Mythos ist der des Anfangs. Ob 1963 ein Anfang war? Bei aller Freude über den fast vergessenen Anfang – geben wir Acht, daß der Jakob da nicht Recht bekommt. Lassen wir, was uns interessiert, nicht verholzen. Denken wir auch daran, daß diese Wissenschaft das Leben derer, die sie betreiben, interessanter macht, sie teilnehmender machen kann. Diese Intensivierung des Lebens, dieses Interesse, ein Privileg, auf das wir kein Monopol haben, sollte unsere Neugier beflügeln, mit der wir Teil nehmend auch uns inmitten dieser Welt beobachten.

42 Kleine Mitteilungen. Jacob Grimm über Volkskunde. In: Zeitschrift für Volkskunde 12 (1902), S. 96–98, hier S. 98.